



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

17. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1924.

Nr. 1.

Zum Jahresanfang.

Die Kraft für die Müden.

Weisst du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unauforschlich. Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. Jes. 40, 28–31.

Einen neuen Lauf beginnen wir mit dem Anfang eines neuen Jahres: Das ist der Lauf des Lebens, das von selbst mit uns davoneilt wie ein Strom, der ins Meer der Ewigkeit mündet. Es ist der Lauf unseres irdischen Berufs, ein Lauf durch viel Mühe, Arbeit und Hindernisse. Es ist vor allem der Lauf nach dem Kleinod unsrer himmlischen Berufung, also die große Aufgabe, ganz in Christi Gemeinschaft zu kommen, uns durch ihn selig machen zu lassen. Das ist eine große und schwere Aufgabe. Wird uns dies Jahr darin vorwärts bringen? Danach allein wird sich's richten, ob dies Jahr einen bleibenden Wert für uns haben wird oder nicht.

In diesem Lauf nun gibt's mancherlei, was uns müde macht. Wir werden müde im Lebenslauf. Krankheit, Gram und Sorgen, die wohl keinem werden erspart bleiben, sie machen den Menschen, namentlich den, der fern von Gott seine Tage verlebt, lebensmüde. Und wir werden müde in unsrer Berufssarbeit, die ja oft eine Rodearbeit ist gegen Dornen und Disteln allerlei Art. Dazu kommt das Gefühl, daß unsere Arbeit auch bei dem größten Fleiß doch eine unvollendete und mangelhafte bleibt. Das macht müde. Und so leicht wird man dabei auch müde im Lauf unsrer himmlischen Berufung. Welt und Sünde wollen uns hindern, das Ziel unserer Seligkeit zu erlangen. Das beständige Ringen zwischen Wollen und Nichvoßbringendenkönnen, wie macht es die Seele so müde und matt!

Wer gibt denn aber den Müden Kraft? Es muß einer sein, der selbst nicht müde wird; aber es muß auch wiederum einer sein, der aus eigner Erfahrung weiß, wie es den Müden zu Mute ist. Und ein solcher kann nur der eine sein, dessen Jesu-namen uns der Neujahrstag nennt. Er hat gearbeitet wie keiner sonst auf Erden und ist so müde geworden, daß er mit dem Tode rang. Drum weiß er, wie es den Müden zu Mute ist. Der sitzt nun auf dem Throne der Allmacht und wird nicht müde in seinem Erbarmen; in seinem Erquiden der Müden. Der ist's allein! „Weisst du nicht? Hast du nicht gehört? Er wird nicht müde noch matt.“

Und wie erlangen die Müden die Kraft des Herrn? Antwort: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Wenn die eigne Kraft ermüdet ist,

so lernt man auf den Herrn harren, nicht früher. Wir müssen müde werden des Rennens und Laufens in eigner Kraft, aber nicht ermüden im Sehnen nach dem lebendigen Gott, im Hungern und Dursten nach seinem Frieden. Die das tun, das sind die, die es verstehen zu harren auf den Herrn, denn sie haben ihren Heiland erkannt als den, der allein ihnen Kraft geben kann zum Glauben, zur Liebe, zur Heiligkeit und Gerechtigkeit. — Solche harrende Müde kriegen immer wieder auf's neue Kraft, bis der alte Mensch und all' das Menschenelend, das Folge der Sünde ist, überwunden wird.

Das ist mein herzlicher Neujahrsgruß allen Lesern des Christenboten: Werde müde, ja verzweifle immer mehr an deiner eignen Kraft, aber werde nicht müde zu harren und zu hoffen auf die Kraft des Herrn!

Lge.

Von meiner Insel.

Von Kronprinz Wilhelm.

Kurz bevor Kronprinz Wilhelm nach Deutschland heimkehrte, schrieb er folgenden Aufsatz für Velhagen und Klasings Monatshefte:

„Von meiner Insel“ schrieb ich eben als Titel über diese Zeiten, in denen ich auf Einladung des Herausgebers dieser Monatshefte, des alten Bekannten aus dem Kriege Paul Oskar Höder, von Wieringen und meinem Leben auf diesem kleinen Flecken Erde in der Zuidsee erzählen will.

„Meine Insel –?“ Nein, mir gehört sie nicht, so wenig, wie mir hier, ferne der deutschen Heimat, sonst auch nur ein Fußbreit Boden gehört, aber mir gehört all das Schwere, das ich seit nun bald fünf Jahren auf diesem von der See umspülten und von rauen Stürmen übersegten Stückchen Landes durchlebt habe, aller Gross und alle Bitterkeit über die Enttäuschungen der Vergangenheit, aller Kummer und alle Sorge über die Zukunft des Vaterlandes. Mit mir und meinen einsamen Wegen über die Deiche, durch die Dörfer verbunden ist hier fast jedes Fischerhaus und jede Hede, ist fast jedes von den derben Gesichtern, die mich da aus der Mühle, dort von der Weide oder aus der Schmiede und dem kleinen Kaufmannsladen grüßen. Raum eine Stelle, an die sich nicht ein Grinnern aus den langen Jahren dieser Abgeschiedenheit und Stille heftet: Hier an dem Seezeichen, in der eisigen Einsamkeit des ersten Winters, hast du damals wie ein Verzweifelter gestanden und hast, gesättelt von dem Leid des Niederbruches und dem Gefühl der Verlassenheit, gemeint du könnešt es nicht tragen. — Hier in der fahlen Stube hast du dir im Kampf mit dieser Dual das Goethe-Wort mit Buntstift groß auf einen Bogen Papier geschrieben und den als Mahner über dem wackeligen Tisch an die Wand gehetztet: „Allen Gewalten zum Truh sich erhalten –!“ Und hier – das war im ersten Inselfrühling – inmitten dieser umgrünten Deichwälle und Wiesen, da hast du dann zum erstenmal gespürt, daß aus dem festgehaltenen Lebenswillen auch neue Lebenskräfte ent-

standen waren, die seitdem härter und fester geworden sind durch ein troziges Auflehnen gegen alle Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit!

Meine Insel! Ja — wenn das innere Ringen und Erwerben einen Besitzer titel gäbe. Denn Schritt für Schritt habe ich mich so mit jedem Stückchen dieses laren Landes und jedem Blick hinaus auf das graue, wolkenüberhangene Meer vertraut gemacht, habe ich mir den Glauben und das Vertrauen dieser ernsten friesischen Inselbewohner gewonnen.

Leicht war es nicht, und der Weg war lang, denn Widerstände und Hemmungen lagen anfangs überall. Bei mir in der ratlosen Verblüffung meines eigenen Empfindens, in meiner ersten Unfähigkeit, mich aus dem scheinbar unentfliehbaren Starrn in das kaum fassbare Elend des Niederbruches und seiner Folgen für die Heimat, für das Heer, die Angehörigen und für mich selbst zu befreien — und drüben in den Vorurteilen, die vier Jahre verleumderischer Hetze der Ententepresse und der feindlichen Agenten in dem neutralen Lande auch gegen mich persönlich geschaffen hatten. In seiner Ruhe gestört und beinahe beleidigt fühlte sich damals, im November 1918, das Inselvolk, daß ihm von der Regierung zugemutet wurde, mich, einen Kriegsheizer und eine Art Räuber bei sich aufzunehmen. Und seinen ganzen Einfluß mußte der brave Bürgermeister immer wieder geltend machen, damit es nicht zu Ausbrüchen des Unwillens und Zornes kam.

Unvergeßlich die ersten Eindrücke nach der Landung unseres Schiffchens. In meinen „Erinnerungen“ habe ich die Szene näher beschrieben: Gleichgültig oder finster blickende Menschen, die misstrauisch nach mir sahen, dazwischen geschäftstüchtige Photographen und Reporter aus aller Welt, die mit ihren Kameras jede Bewegung von mir belauern, jeden Blick registrieren, jedes Wort erhaschen möchten. — Dann Osterland, das kleine Dörfchen, an dessen Rand ich in dem leer gewordenen alten Postorenhäuschen leben soll.

Kahl, kalt, einsam. Windgesegt, daß es bei jedem Anprall des Novembersturmes durch die undichten Wände bläst und Türen und Fenster in den Rahmen flattern macht. Drei Zimmer, wenn man alles, was vier Wände hat und sich füglich bewohnen läßt, so nennen will, auch vier. Ein kleines, altes Eisenhäuschen steht in dem größten Raum — aber es fehlt die Kohle, und eine dürftige Petroleumlampe ist vorhanden — aber es fehlt das Öl. Ein paar armselige Möbel stehen wie vergessen und frierend an den Wänden; nur gerade das Notwendigste: Bett, Tisch und Stuhl. Hinter dem Hause ein vom Herbstfrost überreifter schmaler Streifen Land mit ein paar kümmerlichen Bäumchen, die gleich einem Halbdunkel zerzauster Besen sich unter dem ruhelosen Wehen und Fegen in den Lüften ducken: das Gärtnchen.

So etwa war der „Anfang“ für mich und für die Kameraden, die mich auf diese Fahrt hierher begleitet hatten, meine im Felde treu bewährten Begleiter: Müller, Müldner und Zobeltitz. Müller und Zobeltitz sind — hier auf der Insel und in diesem Häuschen war kein Raum, und in der Heimat gab es Pflichten für jeden deutschen Mann — nach kurzen Zeit nach Deutschland zurückgekehrt. Müldner ist mir in den Jahren, die seit jenem Einzug in die „Postorei“ verflossen sind, zur Seite geblieben und teilt mit mir Einsamkeit und Arbeit.

Allmählich haben wir uns nach und nach aus jenem kaum erträglichen „Anfang“ eine bessere Umwelt geschaffen. Stück um Stück, zum guten Teile unter dem Beistande meiner Eltern und hilfsbereiter holländischer und deutscher Freunde, wurde der Hausrat ergänzt und eine gewisse bescheidene Wohnlichkeit geschaffen. Aber es gingen doch über vier Jahre hin, bis wir zu leidlicher Behaglichkeit kamen, auch zu ein paar richtigen Dosen, und bis wir uns von den ewig blakenden Petroleumlampen und ihrem schwarzen Ruhregen befreien konnten.

Helfende Freunde! Die habe ich, als erst das Netz aus Verleumdung und Lüge zerrissen war, das eine fremde, skrupellose Propaganda um mich und mein Leben gesponnen hatte, hier auf der Insel bald mehr und mehr gefunden. Als erst die Einsicht in den schlichten Menschen dieser Insel sich durchgerungen hatte, daß ich ein anderer sei als jener Popanz, den sie erwartet und gefürchtet hatten, suchten sie geradezu das Unrecht gutzumachen, das sie mir in Gedanken oder Haltung zugefügt haben mochten. Freundlicher wurden die Blide, und mancher blieb bald stehen und suchte ein paar Worte, so gut das gehen wollte, mit mir auszutauschen. Kleine, gut gemeinte und helfende Geschenke kamen — und Aufforderungen, doch bei ihnen einzutreten — im Bauernhause — in den Fischerhäuschen — in der Mühle —. Da sah ich denn im Kreise dieser ein-

fachen Menschen und spürte, daß ihre Freundschaft und Teilnahme mir gerne mehr geben wollten als das Täschchen Kaka oder das Gläschen Bitteren, das sie aufmunternd vor mich hinstellten. — Ich lernte ihre Sprache. Aus den Büchern lernte ich sie, aus den Zeitungen und besser, rascher noch aus den Versuchen, mit ihnen zu sprechen, ihnen manches zu erklären, was noch als Rest zwischen uns stehen mochte. — Nun ging es rascher vorwärts. Die besten Helfer waren mir bei allem die Kinder, die jede Scheu überwand und spüren mochten, daß ich nichts war als ein vielgeprüfter Mensch, der Anschluß und Verstehen suchte. Ich spielte mit ihnen, brachte Papier und Stifte mit, zeichnete ihnen gelegentlich Tiere, Häuser, Bäume — zeichnete sie zu ihrem Jubel auch selbst in kleinen, harmlosen Porträts. Das war ein Staunen, als sie mit den ersten Blättern, die so entstanden waren, zu den Eltern liefen: der „Kroon-prins“ hatte das gemalt? Das war ja wahrhaftig der Piet oder das Geertje! Da kam der Chrize, ein Porträt von sich zu haben, auch über die andern. Eine Art Fischer und Bauernmaler bin ich so eine Zeitlang gewesen, habe Urahne, Ahne, Mutter und Kind gezeichnet — und bin dabei im Plaudern über dies und jenes den Menschen nah gekommen, daß ich bald ein Freund an ihren Tischen saß, dem auch sie von all ihren kleinen Alltäglichkeiten sprachen: von der Familie, vom Stande der Deiche und vom Vieh, vom Absatz des Seegrases und vom Marktpreis der Fische. Mein alter Zeichenkamerad aus dem Felde, der Dresdner Maler Schulze-Görlitz, unter dessen Anleitung ich gelegentlich im Felde flüchtige Skizzen unserer brauen Infanteristen im Stahlhelm hinwarf, besuchte mich und brachte mir neue Anregung. In diesem Sommer kam zu demselben Zweck der bekannte Berliner Maler Prof. Max Rabes.

Noch heute hängen meine Buntstiftblätter und Aquarelle in Dutzenden von kleinen Stuben über dem Sofa auf dem Ehrenplatz — und oft, wenn ich sie sehe, muß ich denken: Wie lange ist das her —! Die Bildchen sind keine Kunstwerke geworden; mein Zeichnen und Malen ist über einen gewissen Grad des Dilettantismus nie hinausgekommen, und ist mir doch hier auf der Insel eine troß der Begrenztheit lieb und gerne gepflegte Gewohnheit und Beschäftigung geworden. Es hat mir über manche schwere und eintönige Stunde hinweggeholfen und hat mir Freude gemacht, wenn ich das Empfinden hatte, daß mir eine Skizze in der Landschaft draußen halbwegs gelang, daß ich den herben Reiz der in die fahle Landschaft gebetteten Häuschen, der windumwehten Mühlen oder Deiche für mich festhalten konnte. Aber auch den Blick und das Verstehen für die spröde Eigenart dieser Insel habe ich mir so erworben. Denn hundertmal auf meinen Wegen habe ich sie verschlossen und in farblosem Grau, von Nebellasten überhängen, und von Regenschauern eingehüllt gesehen — bis sie mir dann mit einem Male in einem Streifen leuchtend durchbrechender Sonne, im Widerschein eines blauen Wolkenzuges doch gelächelt hat.

Wie mein Tag hingeht?

Es ist vielleicht mein Glück, daß es mir gelungen ist, ihn so auszufüllen, daß das Dasein erträglich ist.

Weist schon vor dem Frühstück des Morgens schreibe ich meine Briefe. Dann nach dem Kaffee und nach einem kurzen Gang ins Freie kommt die Arbeit am Schreibtisch daran. Sie ist, seit ich mich seinerzeit dazu entschloß, meine „Erinnerungen“ aufzuzeichnen und das Material zu meinem Buche über den Heldenkampf meiner fünften Armee und meiner Heeresgruppe zusammenzutragen, nicht wieder abgerissen. Nun schreibe ich seit Monaten an einer Arbeit, die hoffentlich ein weiteres Stück Erkenntnis in die Welt hinaustragen und damit auch dem deutschen Vaterland zugute kommen wird: an einer ehrlich, ohne Enge oder vorgesetzte Einstellung die Ursachen ergrünenden und die Entwickelungen bloßlegenden Untersuchung zur „Schuldsfrage“. — Seltens nur fallen diese Arbeitsstunden aus — wenn mich Freunde aus der Heimat oder dem neuen holländischen Bekanntentreise auf der Insel auffuchen, und wenn der Körper nach freier Luft und Bewegung verlangt. Dann arbeite ich ein paar Stunden in der Schmiede, treibe Sport, fahre auf meinem Motorrade in eines der Inseldörfer, um nach den hiesigen Bekannten oder nach meinem „Ruhkind“ zu sehen, einem kleinen neunjährigen Mädchen, dem Töchterchen eines Arbeiters aus Essen, das ich — hier in unserer Engigkeit ging's nicht an — im Nachbarort einquartiert habe. Nach Tisch aber gibt's wieder Briefe und Zeitungen, Musik, Bücher, Decke — eine fröhle Ruhe.

Aufregend ist das äußere Bild von all dem wirklich nicht! Wer aber fühlen kann, was es für einen Mann, der mit

seinem ganzen Herzen in der deutschen Heimat wurzelt — dem Vaterland, Familie, Heimat und deutsches Schicksal alles sind, bedeutet, die Tage so durch Jahre und durch wieder Jahre fern all dem, worum sich jeder Gedanke dreht, verbringen zu müssen, der ahnt vielleicht, daß dieses Leben nur erträglich bleibt, weil hinter ihm die Hoffnung nicht erlischt. Die ungeborene Hoffnung auf den Tag, an dem mir wieder mein Recht wird, das ich verlangen kann und verlangen muß: auf deutscher Erde zu stehen u. meine Kraft zu der Kraft jener Millionen deutscher Menschen zu stellen, die ehrlich und in unbeirrem Glauben für Deutschlands bessere Zukunft arbeiten.

Das Rätsel des Wassers.

Von Prof. D. Dr. E. Dennert.

(Schluß.)

Die wichtigsten rätselhaften Abweichungen des Wassers von der Norm, sind also folgende:

1. Das Dichtemaximum bei 4° C.
2. Die Zusammenziehung (statt Ausdehnung) beim Schmelzen.
3. Die Erniedrigung (statt Erhöhung) des Schmelzpunktes durch Druck.
4. Das Minimum der spezifischen Wärme bei 27° .
5. Die Abnahme (statt Zunahme) der Schmelzwärme bei sinkender Temperatur.
6. Der negative Wert der spezifischen Wärme des gesättigten Wasserdampfes mit seinen Konsequenzen für die Nebelsbildung.

Wir nennen diese Abweichung des Wassers ein Rätsel, und dies gewiß mit vollem Recht. Zwei Fragen sind es, welche hier auftauchen: 1. Wie kommen diese Abweichungen von der Norm zustande? 2. Was für eine Bedeutung haben sie? — Die erste Frage ist eine rein naturwissenschaftliche und muß rein naturwissenschaftlich beantwortet werden, d. h. kausal, nach den zu Grunde liegenden Ursachen. Es ist wohl selbstverständlich, daß die Ursache für diese Erscheinungen in dem molekular-atomistischen Bau des Wassers liegt. Wir wissen davon heute noch so gut wie nichts; aber wir dürfen ganz gewiß hoffen, daß die weiter vorgeschrittene physikalische Forschung hier Licht schaffen wird. Freilich, es ist doch recht beschämend, daß wir von den tiefsten Ursachen der Eigenschaft eines Stoffes, der wohl der allerverbreitetste auf Erden ist, nichts wissen.

Die Frage nach der Bedeutung des rätselhaften Verhaltens des Wassers ist im Grunde genommen eine naturphilosophische und nicht naturwissenschaftliche; denn sie fordert ein Werturteil, und ein solches überschreitet die Kompetenz der Naturwissenschaft, besonders der Physik. Anderseits sehen wir, daß sich diese zweite Frage leichter beantworten läßt, als die erste und daß sie mit andern Fragen zusammenhängt, die von höchstem Interesse sind.

Zunächst könnte man aber vielleicht bezweifeln, ob diese Frage überhaupt berechtigt ist. Wer würde z. B. nach der „Bedeutung“ dieser oder jener Eigenschaften des Basalts oder orgendeines andern Gesteins fragen? Die Sache liegt nun hier aber doch etwas anders; denn das Wasser, um das es sich hier handelt, spielt auf der Erde eine geradezu beherrschende Rolle, die in alle Verhältnisse unsers Planeten hineinragt, ganz besonders aber, wie wir schon darlegten, in die Verhältnisse des Lebens. Wenn nun ein so wichtiger Stoff gerade ausgerechnet so seltene Abweichungen von der Norm zeigt, dann muß man doch unbedingt stützig werden und fragen: was steht dahinter?

Untersuchen wir nun die Sache genauer, so finden wir, daß die Lebewesen der Erde durchaus vom Wasser abhängig sind: wo Wasser fehlt, besteht kein Leben. Ferner: es sind ganz bestimmte Eigenschaften des Wassers, mit welchen das Bestehen des Lebens so eng zusammenhängt. Und endlich: diese Eigenschaften sind zum Teil nun gerade diejenigen, welche jene sonderbaren Abweichungen von der sonstigen Regel zeigen: von den 7 Abweichungen sind 5 eng mit den Lebensverhältnissen der Organismen verknüpft. Dies geht so weit, daß das Leben, wie es nun einmal ist, ohne jene Abweichungen des Wassers, ohne jene Ausnahmestellung gegenüber allen andern oder doch den meisten irdischen Stoffen völlig unmöglich sein würde, jedenfalls in der Ausdehnung, wie es heute die Erde beherrscht. Auf der Erde würden dann nur einige

wenige sehr niedrige Lebewesen zeitweise sich betätigen, während sie dann wieder in Kältestarre ruhen.

Es ist zu betonen, daß auch dies noch eine naturwissenschaftliche Tatsache ist, die wir einfach als solche durch Beobachtung feststellen. Wir befinden uns dann also noch ganz auf dem Boden der Naturwissenschaft, wenn wir sagen: Für die Erde als Ganzes angesehen, haben jene Abweichungen des Wassers von der Norm die allergrößte Bedeutung, da durch sie erst Leben auf der Erde möglich ist. Aber nun wird jeder denkende Mensch weiter fragen: Woher kommt dieses höchst eigenartige Verhältnis? Es verlangt doch auch eine Erklärung. Hier verläßt uns nun die rein naturwissenschaftliche Deutung. Wir gelangen damit in das Gebiet der letzten Gründe der Welt, welche nicht die Naturwissenschaft, sondern Philosophie und Weltanschauung zu suchen haben. — Wenn wir uns über diese Grenzregulierung klar sind, können wir getrost an die Antwort der Frage gehen; wir geben sie also als Philosophen nicht als Naturforscher.

Der unbefangene Beobachter wird angesichts der von uns dargelegten Tatsachen bewundernd ausrufen: Das Verhalten des Wassers ist ja im höchsten Grade „zweimäßig!“ — Nun muß man hierzu aber zunächst eine Bemerkung machen: das Wort „zweimäßig“ gebrauchen wir sonst, abgesehen von menschlichen Verhältnissen, nur von Lebewesen. Wir sagen: Dies und das ist an dem Lebewesen zweimäßig (oder wie ich aus naturwissenschaftlichen Gründen zu sagen vorgeschlagen habe: „nutzmäßig“), wenn die betreffende Eigenschaft der Erhaltung des Lebewesens dient. Wollte man nur sagen: das Verhalten oder jene Eigenschaften des Wassers sind zweimäßig oder nutzmäßig, — so würde dies in dem eben gegebenen Sinne bedeuten: sie dienen der Erhaltung des Wassers. Davon kann nun aber natürlich gar keine Rede sein. Im Gegenteil, streng genommen dienen sie gerade gewissen Aenderungen des Wassers (z. B. Gefrieren, Verdampfen), wobei dieses als solches sogar nicht erhalten bleibt. Das Wort „zweimäßig“ oder „nutzmäßig“ kann eben nur von Lebewesen gebraucht werden.

Wenn wir also sagen: Die Eigenschaften des Wassers sind zweimäßig, so müssen wir hinzusehen: für die Lebewesen. Damit rückt unsre Frage nun aber in die andre nach den großen Zusammenhängen der Welt und gewinnt ein ganz besondres Interesse. Wenn wir nach alledem fragen: woher kommt dieses höchst eigenartige Verhältnis zwischen den abweichenden Eigenschaften des Wassers und dem Bestand der Lebewesen? — so giebt es als Antwort nur ein Entweder — Oder: entweder liegt dahinter eine Absicht oder es ist absichtlos, d. h. blind und zufällig zustande gekommen. Die erste Antwort ist die des Theisten, die zweite die des Atheisten. Einwirk kann man mit dem letztern sagen: „Das ist nun einmal so; darauf kann ich ja doch keine sichere Antwort geben, also beruhige ich mich dabei.“ Andre beruhigen sich nun aber mit gutem Recht nicht dabei, sondern haben das Bedürfnis nach einer befriedigenden Antwort, welche der Zufall, dieses Asyl der Bequemlichkeit, selbstverständlich niemals sein kann. Und diese sagen: Dahinter muß doch ganz gewiß eine Absicht stecken.

Nun könnte aber jemand doch vielleicht noch sagen: weder Absicht noch Zufall, sondern das notwendige Ergebnis an sich blinder (also doch absichtloser!) Naturgesetzmäßigkeit. Nun ist dies zwar keine richtige Alternative; denn die Absicht kann ja doch sehr wohl gerade durch Naturgesetzmäßigkeit erreicht worden sein. Wir wollen aber trotzdem einmal darauf eingehen, was man in dieser Hinsicht geltend zu machen versucht hat.

Zunächst sagt man: Bei der Bildung der Erde haben gewaltige Kämpfe der Stoffe um ihr Dasein stattgefunden, aus ihnen ist das Wasser siegreich hervorgegangen. Hierbei überträgt man also den sogenannten Darwinismus (Lehre von der Auslese im Kampf ums Dasein) auf die Erde und die tote Welt. Bekanntlich ist diese Lehre für die Lebewesen noch unerwiesen, sie ist daher für die tote Welt doch eine Tollkühheit des Gedankens. Worum sollen den die Stoffe kämpfen? doch höchstens um den Raum. Da ist aber nie und nimmer von einem Kampf die Rede, sondern höchstens von einer Auslese oder noch besser Sonderung, wenn nicht etwa eine chemische Veränderung stattfindet. Wenn man z. B. Wasser mit Erde mischt, so ist von Kampf keine Rede, sondern die festen Bestandteile lagern sich, freilich ganz gesetzmäßig, einfach nach und nach auf dem Boden ab, das Grobe unten, das Feinere oben, bis das Wasser zuletzt wieder ganz klar ist. So ist es in vielen Fällen der toten Welt. Wenn aber das Wasser

dabei etwa einen in der Erde enthaltenen Stoff, ein Salz, auflöst, so ist wieder von keinem Kampf die Rede, im Gegen- teil, beide ziehen sich an. Endlich, wenn das Wasser etwa gefriert und zu Eis wird oder gar etwa zerlegt werden sollte, — stets sind notwendig wirkende Naturgesetze im Spiel und von irgendeinem Kampf kann gar keine Rede sein. Jene Be- hauptung ist daher eine Gedankenlosigkeit.

Unt ferner, wie sollte denn irgendein Kampf jene Ab- weichungen des Wassers von der Norm erklären, und darauf kommt es doch an? Sollen da etwa die Atome gekämpft haben? Mit wem denn und um was? — Nein, hier bleibt nur übrig, die Eigenschaften des Wassers ebenso wie seine vor- herrschende Verbreitung auf der Erde einfach als eine gege- bne Tatsache hinzunehmen.

Nun handelt es sich ja aber auch gar nicht einmal um den Bestand des Wassers als solches, sondern um jenes eigen- artige Verhältnis der Eigenschaften des Wassers zu dem Da- sein der Lebewesen. Hier kann natürlich von einem Kampf der Stoffe noch viel weniger die Rede sein, oder sollen diese etwa um die Kunst der Lebewesen gekämpft haben? Man braucht diese Redensart vom Kampf doch wirklich nur ein wenig durchzudenken, um sie eben als leere Redensart zu durchschauen.

Es ist da eben nur noch das eine möglich: Die Stoffe und Kräfte der Erde sind da, wie sie sind, und die Lebewesen kommen hinzu und nehmen sie so, wie sie sind. Tatsächlich wa- ren die Stoffe, also mit ihnen auch das Wasser, schon vor den Lebewesen auf der Erde, und man sagt, diese haben sich ihnen angepaßt oder, besser gesagt, in sie hinein entwickelt. Von einem „Kampf“ könnte dann auch hier keine Rede sein; denn es ist selbstverständlich, daß die Lebewesen gar nicht anders werden könnten, als wie es die Verhältnisse der toten Umwelt gestatteten. Daz also Lebewesen und Umwelt zusammenstimmen, erklärt sich danach allerdings. Aber hierauf kommt es ja bei unsrer Frage letzten Endes gar nicht an, sondern darauf, daß das Wasser gerade so auffallende Abweichungen vom Ver- halten aller andern Stoffe zeigt, wie sie das Leben eben be- nötigt. Unsre Frage lautet: Weshalb spielt beim Leben ge-rade der Stoff eine so entscheidende Rolle, der vom übrigen Stoff — und zwar nach verschiedenen Richtungen — ganz ab- weichende Eigenschaften besitzt? Und für diese Frage bleibt eben nur jene Alternative übrig: Zufall oder Absicht!

Kann denn nun da der Zufall, ein blindes Geschehen ir- gendwie befriedigen? Kann er überhaupt als „Erklärung“ gelten? Will man eine Erklärung haben, dann kann es eigent- lich nur die sein, daß jene Eigenschaften des Wassers der Vor- berechnung eines selbstbewußten, vernünftigen, absichtsvoll wir- kenden Weltenschöpfers entspringen, der das Ziel hatte, die Erde zur Stätte einer Welt des Lebens und letzten Endes des Menschengeschlechts zu machen, das sich seinerseits zu einem sittlichen Persönlichkeit entwickeln soll. (Vergleiche dazu mein Buch „Slave oder Herr?“, Westd. Luther-Verlag, Witten- Ruhr. Die Frage nach dem Wasser behandelte ich auch in der Schrift „Harte Rüsse für die Mechanisten“. C. Ed. Müll- ler, Halle a. S.)

Dafür gibt es natürlich keinen zwingenden Beweis, das ist selbstverständlich; aber wenn man abwägt, auf welcher Seite die größere Wahrscheinlichkeit liegt, so muß man sagen: auf Seiten der Absicht, ja der Zufall hat gar keine Gründe für sich. Wer aber auch sonst in seinem eignen Leben das Wir- ken einer hohen Vernunft und Absicht klar erkannt hat, für den ist ihr Wirken auch in der Natur eine Selbstverständlichkeit.

Bei den Indianern am Plate.

Von Dr. Aldinger, Hammonia.

Zu Anfang Oktober benützte ich eine Freizeit, um nach langer Zeit wieder einmal einen Besuch am Plate zu machen. Am oberen Hercilio bis zum Plate hin ist die Kolonisation und der Wegebau in den letzten Jahren bedeutend gefördert wor- den. Auf der rechten Seite des Flusses geht nun der Fahr- weg bis auf 5 Kilometer an die Indianer-Station heran. Wenig unterhalb des Endpunkts der rechtsseitigen Straße trifft der Fahrweg der linken Seite wieder den Fluss an einer pa- ssenden Fährstelle, nachdem er in weitem Bogen in das Wie- gand-Tal hinein den Steilabfall des linken Ufers umgangen hat. Es ist bewundernswert, was Herr W. Weber in diesem schwierigen Gelände an geschickter Wegführung geleistet hat.

Wer von Neubremen zum Plate reist, erkennt, wie sehr die Hansa auch eine „nationale“ Kolonie ist. Am Scharlach bilden die deutschen Evangelischen noch ein Diasporagemeindlein von etwa 20 Familien mit kleiner Schule. Die letzten Vor- posten unserer Glaubensgenossen sind 4 Familien oberhalb vom Caxias. Am Grisebach hat Herr O Kreuz ein Anwesen mit Mahl- und Schneidemühle eingerichtet. Hier nahm ich, freundlich aufgenommen, zunächst Quartier — und besuchte von da aus, mit Herrn Kreuz zusammen, den Plate. Auf einer Anhöhe über der Niederung, wo der Grisebach in den Hercilio mündet, steht eine katholische Kapelle für die vielen Brasilianer und Italiener, die flussauf- und -abwärts wohnen. Am Endpunkt der Straße ließ Herr Eduardo Hörrmann eine Roca schlagen und ein Haus errichten. Eine Gruppe Indianer schlug mit wahrem Feuerfeuer Wald; die Axtete flo- gen nur so; alle Augenblide frachten Bäume nieder und er- schall der Freudenruf der Fäller. Einige halbwüchsige, schwarz- haarige, brauhäutige Jungen zogen aus dem Flusse Sand und trugen ihn auf den Bauplatz. Sie grüßten höflich in Por- tugesisch und setzten uns über. Nicht ohne Bewegung sah ich die fleißig arbeitenden, jugendkräftigen, muskulösen Ge- stalten, der Zeit gedenkend, da von den Gegnern des Indianerdienstes behauptet wurde, daß für die Roten die blauen Bohnen das beste Zähmungsmittel seien. Schon diese erste Begegnung zeigte, wieviel unterdessen mit den Indianern er- reicht worden war. Der weitere Befund erhöhte noch diesen Eindruck. Auf der andern Seite des Flusses führt eine von den Indianern sauber und breit aufgepflzte Pista weiter zur Station Da die Pista über einen Hügel führt, ehe sie sich zur Station senkt, so erblickt man beim Austritt aus dem Walde ein überaus liebliches, in dunkles Waldesgrün eingerahmtes Kulturbild mit großer Weide, ausgedehnten Pflanzungen, wei- tem Obst- und Gemüsegarten.

Von Herrn Eduardo sehr freundlich aufgenommen, hatten wir neue Gelegenheit, alles genau zu beobachten und die Indianer weiter zu beobachten. Im Maisfeld, das einer Aussaat von etwa 20 Quart entspricht, vollendet eine Gruppe von Frauen und Mädchen das letzte Stück, das noch zu beenden ist. Sie sind bis zum Feierabend tätig; in der Frühe des nächsten Morgens sehen wir sie bereits wieder an der Arbeit. Eine andere Gruppe ist in Haus, Hof und Küche tätig, wo alles peinlich sauber gehalten ist. Kein Läubchen liegt auf dem Vor- platz. Junge Burschen besorgen die Pferde, das Rindvieh und die Schweine, Tiere von guter Rasse. Der Besucher ist am Plate nicht auf einer Kleinbauern- oder Koloniewirtschaft, sondern auf einem Gutshofe, wie man ihn in dieser Aussa- me und gar in dieser Besiedlung in ganz Blumenau nicht wieder findet. Welch ein Wechsel! Erst war der Mündungsort des Plate im unermesslichen Urwald ein Lagerplatz der Indianer; dann wurde er ein Standquartier der weißen Jäger; später auf meinen Vorschlag hin, ein Posto de Altracção, eine Station zur Anziehung und schließlich wirklich zur Zähmung der Indianer. Heute ist es ein vorbildlicher Gutshof der roten Kinder des Waldes unter ihrem Bezwinger und Zähmer, Lei- ter und Freund Eduardo.

Doch siehe! Was ist da geschehen? Sorglich bringen zwei Jungen einen etwas älteren Kameraden heran, dem über Ge- sicht und Schulter das Blut herabläuft. Ein Unglücksfall! Beim Reiten. Der Abgeworfene hat sich Gesicht, Schulter und Rücken stark geschrämt und gequetscht und an einem Stufen einen Lappen Kopfhaut losgerissen, fast so groß wie eine Hand. Da verwandelt sich der Gutsherr Eduardo zum fundigen Arzte, seine Frau zur unermüdlichen, geschickten Assistentin. Drei Stunden, von 6 bis 9 Uhr abends, dauerte die Arbeit, bis die Wunden des Verletzten gereinigt, genäht und verbunden waren. Er hielt tapfer auf. Unter den Händen des Arztes zu sein, war ihm auch nichts Neues mehr. Nicht lange vorher war er mit einem schweren Stück Holz, das zu einem Ständer dienen sollte, ausgeglitten und hatte sich den rechten Unterarm durchgeschlagen. Der komplizierte Kno- chenbruch war unter der sachgemäßen Behandlung Eduardos gut verheilt. Das Abendessen hatten unterdessen zwei braun- rote Mädchen besorgt, da ja die Hausfrau bei der Operation Hilfe leistete. D zu dem Bau eines größeren Hauses an einem sehr geschickt gewähltem Platze die Mittel nicht gewährt wurden, so lebt Eduardo mit Familie in bescheidenen Räumen. Die Küche mußte zugleich als Esszimmer dienen. So hatte ich Gelegenheit, die zwei Indianertöchter auch als anstellige Dienstmädchen kennen zu lernen. Nach dem Abendbrot saß ich noch lange mit Herrn Eduardo zusammen im Gespräch über seine

Bestrebungen bei den Indianern. Es ist sehr bedauerlich, daß sein drudfertiges Manuskript über Sprache und Sitte des von ihm gezähmten Indianer noch aus Mangel an Mitteln (!) noch nicht der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.. Zu Ehren einer fremden ehrvergessenen Frau wie der Königin von Belgien, die sich ins Gesicht hinein ihr Stammvolk beschimpfen ließ, hat der damalige Bundespräsident Herr Epitacio Pessoa Millionen ausgegeben; zu einem Werke über die letzten echten Brasilianer von Santa Catharina sind keine Mittel da! Es dürfte über die Indianer in Brasilien noch kaum etwas geschrieben worden sein, das auf so eingehender Kenntnis ihres Wesens beruht, wie es bei Eduardo der Fall ist.

Am nächsten Morgen machten wir nochmals einen Gang durch das ganze Gut. Das Tagwerk beginnt mit feierlichem Hissen der nationalen Flagge; am Feierabend wird sie ebenso wieder eingezogen.

Was ich schon beim ersten Besuch des Plate vor 20 Jahren aus dem Waldwuchs geschlossen hatte, fand ich bestätigt, daß nämlich dort trotz der höheren Lage die Temperatur dank einer besonders gesättigten Luft nicht niedriger ist als in Hammontia, ganz im Gegensatz zu den tieferen Nebentälern am Scharlach, Krauel, Indios, Rafael, Sellin und weiten Teilen des Westarmgebietes. Am Plate und am ganzen oberen Hercilio gab keine Futternot und hatte z. B. das Zuckerrohr unter dem Frost dieses Jahres nur wenig gelitten, sodass dort mit Erfolg noch Zuder gemacht werden kann. Die vollen Kisten und Fässer auf der Station bewiesen es; die Roten hatten tüchtig mitgeholfen zur Gewinnung des Zunders. So leben sich die Indianer am Plate in alle Arbeiten und in die Sitten der Urmänner ein unter der starken, gerechten und milden Hand von Eduardo. Ich freute mich von Herzen über diesen Erfolg eines Mannes mit deutschem Namen, über diesen neuen Erweis wertvoller deutscher Mitarbeit in Brasilien. Nach dem schon früher erwähnten Worte Spörris ist „dies erste Form der Liebe, wo es die Urbarmachung eines verwilderten Bodens gilt, die Zucht, vor allem die Zucht der aufgenötigten Arbeit.“ Die Art, wie Eduardo durch alle Schwierigkeiten hindurch, ohne Gewaltmittel, wie man sie früher anwendete, die Zucht der Arbeit im Stamm der letzten Raingangs von Santa Catharina eingeführt hat, verdient alle Anerkennung. Eingebettet zwischen den katholischen Brasilianern und Italienern am Hercilio abwärts und den katholischen Polen aufwärts gegen Moenia hin, werden die Indianer bald auch wie von selbst die weiteren Schritte zur völligen Einführung ins brasilianische Wesen tun. Schon hat einer der aus Paraná stammenden alten Indianer auf der Station mit einer Brasilianerin sich verheiratet. Ich zweifle nicht, daß es auch bald Eheschließungen der neuahmen indianischen Jugend mit Nationalen geben wird. Dann folgt bei dem kirchlichen Sinne der nationalen Landbewohner auch bald die Einbeziehung der einstigen Wilden in den Schoß der katholischen Kirche. Angesichts des ganzen Entwicklungsganges und der Lage des deutschen Volkes und der deutschen evangelischen Belangen dürfen wir wohl die letzten Bedenken und Schüchternisse wegen Mission schwinden lassen. Keinesfalls wollen wir etwa die Protestantischen Nordamerikas zu Hilfe rufen; denn das verlogene Wilsonchristentum, das sich in Brasilien und Südamerika mit dem Steigen des Dollars immer breiter macht, wäre die übelste Gabe, die wir geistlich den Indianern bringen könnten. Wir deutschen Evangelischen haben in jetziger Weltzeit mit der eigenen Selbsterhaltung und -verteidigung genug zu tun.

Des Mörders Ende.

Erzählung nach dem Leben von Gottlieb Weihrauch.

Als ich vor einiger Zeit mit einem hiesigen Tabellion reisend die Campos Geraes durchschritt, erzählte er mir folgendes: Die vielen Kreuze, die Sie da am Wege treffen, sind fast lauter Zeugen von Blutrache. Jetzt wird dieselbe wohl aufhören, denn der verwegteste Repräsentant von einer dieser unversöhnlichen Familien hat sich kürzlich selbst gemordet und das ging so zu:

João Triaus hatte schon manchen Mord auf dem Gewissen; denn er lebte, wie seine ganze Sippe, in stetem Hader mit der Familie, welche die nächste Fazenda bewohnte; beide Familien hielten die Blutrache für eine Ehrenpflicht. Auf beiden Seiten waren schon viele Opfer gefallen, weshalb der Magistrat sich zum endlichen Eingreifen genötigt sah. Als João wieder einmal ein Mitglied der feindlichen Familie, das sich an einem seiner Verwandten versündigt hatte, kalten Blut-

tes niedergestochen hatte, schickte die Polizei einen Cabo mit zwei Soldaten nach der Fazenda do Serrilo, um den João einzufangen. Als die kleine Eskorte in der Benda in Lageado einkehrte und dort sich nach der Wohnung des Banditen erkundigt, war er selbst anwesend, ohne erkannt zu werden. Ja, er war so dreist, daß er selber dem Cabo den Weg nach seiner Wohnung beschrieb, auf welchem die Eskorte ihm ins Garn laufen müßte. Niemand verriet ihn, weil alle seine Rache fürchteten, und weil sie auch wußten, daß er mit mehr als drei Männern den Kampf aufnehmen und siegreich zu Ende führen würde. Auch hatte keiner Lust, bei seiner Beleidigung mitzuhelpen, weil sie die Blutrache von Verwandten fürchteten. Wer wollte auch Ankläger oder Zeuge spielen wollen in einem Lande, wo bei Prozessen nur die Richter und Schreiber ihren Gehalt beziehen, die Geschworenen und Zeugen aber weder Reise, noch Beköstigung, noch Tagegelder bezahlt bekommen und oft wochenlang von ihren Geschäften fern bleiben müssen, um dieser unangenehmen Bürgerpflicht zu genügen. Sie gehorchen nur der Not, weil sie wegen Nichterscheinen täglich 20 Milreis Strafe bezahlen müßten. Außerdem sind sie, wenn eine Verurteilung wagen, noch in Gefahr, denn viele Sträflinge brüten Rache gegen die Schöffen, die sie auszuführen drohen, sobald die Haft überstanden sei.

Aus diesen Gründen möchte niemand die Soldaten warnen, als João kurz nach ihnen auch sich entfernte, um auf einem Nebenweg ihnen vorauszueilen. In der Nähe seiner Wohnung überfiel er dann den Cabo, und schlug ihm mit seinem eisernen Peitschenstiel den Schädel ein, worauf die beiden anderen Soldaten entflohen.

João wußte, daß er nun keine Woche mehr ruhig daheim bleiben durfte, denn einer größeren Polizeimacht, die er jetzt unbedingt zu erwarten hatte, fühlte er sich doch nicht gewachsen. Doch wollte er versuchen, sein verwirktes Leben noch eine Zeitlang zu schützen und in Saus und Braus zu genießen. Zwar hatte er dazu keine Mittel, doch wußte er sie sich leicht zu beschaffen. Was galt dem vielfachen Mörder ein Menschenleben? Bald wurde er der Schrecken der Gegend, in die er sich zurückgezogen hatte. Er gefiel sich in dieser Rolle und sorgte dafür, daß man fast jeden Monat auch von einem neuen Raubmord zu erzählen wußte, den er ohne Scheu verübt hatte. Hier konnte ihn der Arm der Obrigkeit nicht erreichen, und vor Angebern brauchte er sich nicht zu fürchten, denn alle zitterten vor seiner Rache.

Obwohl er nun die Überzeugung hatte, daß niemand ihm widerstehen könne, mußte er doch bald einsehen, daß trotz allem noch Mächte über ihm waren, die stärker waren als er. Sein Gewissen begann aufzuwachen, aber er trotzte ihm, wurde immer tollkühner und schrecklicher. Die Qualen seiner Opfer waren für ihn ein Genuss. War ihm ein Mordplan in den Sinn gekommen, so führte er ihn auch durch, denn er hielt es für eine Schwäche, von einem gefassten Plane um irgend einer Rücksicht willen abzustehen. Wehe dem, der es wagte, ihm von einem grausigen Vorhaben abzuraten. Wer in seine Pläne eingeweiht war, hatte nur die Wahl, entweder mitzuhelpen oder selbst von ihm umgebracht zu werden. Ja, manchmal entgingen die Helfer auch trotz der geleisteten Hilfe, diesem Schicksal nicht, wenn er für gut fand, die Zeugen seiner Taten zu vernichten.

Eines Tages machte er die Bekanntschaft eines Mulatten, der ihm zum Genossen seiner Schandtaten geeignet schien, und der auch scheinbar auf seine Pläne einging. Eines Abends verabredeten sie, den reichen Bewohner einer Fazenda zu ermorden und zu berauben. Als sie dort ankamen, wollte der Mulatte plötzlich nicht mehr mitmachen, denn er erkannte die Fazenda als das Eigentum eines Mannes, der sein Wohltäter gewesen sei. Er erklärte, daß er ihm zu jedem andern Streiche behilflich sein wolle, aber bei diesem Morde könne er unmöglich mithelfen. Bei dieser Erklärung empfand João doch „ein menschliches Rühren“. Er ließ sich bewegen, wieder nach Hause zu reiten. Wie er aber hier ankam, schämte er sich seiner Schwäche. Beim Eintritt in sein Haus fing er an zu toben und sich zu verfluchen, weil er sein böses Tagewerk nicht erfüllt hatte. Als der Mulatte sich außer Acht gelassen sah, ritt er still von dannen. Nachdem João ausgetobt hatte, erinnerte er sich seines Begleiters, der nun um seine Pläne wußte und es gewagt hatte, ihm hinderlich zu sein. Nun soll er seinen Lohn bekommen! Aber wo ist er? Entkommen! Schnell springt er auf sein Tier und in rasendem Galopp sucht er den Reiter einzuholen und unschädlich zu machen. Aber warum denn diese Eile? Ist denn plötzlich der

Mut entschwunden? Furchtet er sich vor dem Mulatten, der ihm umzustimmen vermocht hatte? Ja, er glaubt, der Mulatte sei im Besitz eines wundertägigen Amulettos, das ihm die Macht gebe, auf andere lähmend einzuwirken. Dass muss er in seinen Besitz bringen, um selber wieder über alle andern triumphieren zu können.

Der Mulatte hatte richtig diesen Weg genommen und hatte einen Nachbarn von Joao eingeholt. Mit seinen armen Nachbarn lebte er ja in Frieden, denn ihr geringer Besitz reizte seine Habgier nicht. Als die beiden ruhig plaudernd dahin ritten, wurden sie bald von Joao eingeholt, der seinen Nachbar fragte, ob er nicht einen Mulatten auf einem braunen Pferde habe vorbereiten sehen. Dieser verneinte die Frage, denn der Mulatte ritt ja neben ihm, ohne dass Joao von ihm Notiz nahm. Joao sah in der Tat keine Spur des Reiters auf dem Boden und kehrte unmutig um.

Aber am andern Morgen nahm er die Verfolgung von neuem auf, und die Spur des Flüchtigen brachte ihn wieder vor des Nachbars Haus. Also musste der Nachbar ihn angelogen haben. Dagegen verwahrte sich aber dieser und fragte: „Wo hast du denn gestern deine Augen gehabt? Der Mann, den du suchtest, ritt doch neben mir und du sagtest ihm kein Wort“. Nun war das Staunen auf der Seite des Mörders. „Mit was für einem bösen Dämonen habe ich es wohl zu tun?“ rief er aus. „Der Mulatte muss unbedingt die Macht haben, sich unsichtbar zu machen, oder ich habe den Kopf verloren, und kann nicht mehr beurteilen, was ich höre oder sehe.“

Niedergeschlagen ritt er nach Hause. Niemand war imstande ihn aufzuhelten. Nun er zugeben musste, dass ein fremder Mensch solchen Einfluss auf ihn ausüben vermochte, hatte sein wildes Leben keinen Reiz mehr. Die falsche Scham darüber, dass er ein Verbrechen auf Zureden eines anderen hatte unterlassen können, drückte ihm die Waffe in die Hand, die seinem schrecklichen Dasein ein Ende mache.

Wie froh war nun die Bevölkerung, als sie die Kunde von diesem Selbstmord erhielt. Man hörte die Leute sagen, dass jetzt Gott für diese Tugung loben lernte, wer ihn sonst noch nie gelobt hätte, denn nur sein Eingreifen habe dem Treiben dieses Mannes ein Ziel gesetzt.

Der Mann, der mir diese Geschichte erzählte, fragte mich, was ich davon halte, dass der berüchtigte Bandit mit seinen Hassenaugen den Mulatten an der Seite des Waldbewohners gesehen habe. Hat Gott die Augen des Banditen gehalten, dass er sein armes Opfer nicht sehen und töten konnte? Oder hat Gott einen Engel in Gestalt eines armseligen Mulatten geschickt, um den Mörder zu töten, seinem gefährlichen Leben selber ein Ziel zu setzen, in Erprobung gleicher Angst, wie er sie seinen armen Opfern bereitet hatte?

Ich antwortete: „Das wird sich nicht beweisen lassen, aber für mich steht es fest, dass Gott noch heute die Macht hat, zu einem menschlichen Scheusal zu sagen: Bis hierher und nicht weiter. Das kann geschehen, indem Gott einem andern Menschen die Kraft verleiht, jenes Scheusal zu beeinflussen und unschädlich zu machen. Er lässt es geschehen, dass andere das verdiente Gericht am Nebeltäter vollziehen. Eben so gut kann er zum Schutz seiner bedrängten Kinder seine rettenden Engel senden, die sie aus der Not befreien, sodass sie bezeugen: Uns hat Gott wirklich selbst geholfen: „Als die Not am größten, war seine Hilfe am nächsten“. Ich erzählte ihm dann noch eine kleine Geschichte von einem Seelsorger, der zu einem Sterbenden gerufen wurde, welcher ihm sonst feindlich gesinnt war. Derselbe bekannte, dass er vor einigen Tagen dem Pfarrer an einsamer Stelle aufgelaufen hätte, um ihn zu töten. Aber da der Pfarrer in Begleitung gekommen sei, habe er sein Vorhaben nicht ausführen können. Deshalb sterbe er nun glücklicherweise nicht als Mörder und könne noch Buße tun und Vergebung erlangen. Aber der Pfarrer antwortete: Da ich aber doch allein des Weges ging, während du mich in Begleitung sahest, so sehe ich, dass der Herr seinen Engel sandte, der mich vor dem zeitlichen Tod und dich vor dem ewigen Tod bewahrte. Diese Aussöhnung der Zusammenhänge leuchtete meinem lieben brasilianischen Begleiter ein, denn er glaubte an das Vorhandensein der Schutzengel, das ja auch unser Herr als fest stehende Wahrheit lehrte. Deshalb dürfen wir ganz getrost auch zu ihr stehn.“

Kleine Mitteilungen.

Die traurige Weltlage bringt es auch mit sich, dass die Bibelnot in Deutschland groß ist. Eine Bibel kostet jetzt 30 bis 50 Milliarden Mark, ein Neues Testament 4 bis 6 Milliarden. Das bedeutet: das „Buch der Bücher“ zählt für Millionen christlicher Deutscher zu den Dingen, die man sich „nicht mehr leisten“ kann. Es werden darum immer weniger Bibeln gedruckt. Viel innere Verarmung gibt es in Deutschland — in einer Zeit, die der einen Aufgabe, Nahrung und Kleidung für den Körper zu schaffen, alle geistigen Güter opfer heißt. Um die deutsche Bibel im Lande ihrer Geburt nicht sterben zu lassen, ist in Verbindung mit dem „Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss“ ein Bibelhilfswerk in die Wege geleitet worden.

Nicht minder groß ist die Not der christlichen Zeitschriften. In Ostpreußen ist das letzte evangelische Gemeindeblatt gestorben. In Sachsen sind 31 Gemeindeblätter eingegangen. Berlin hat wieder 2 führende Blätter verloren; in Mecklenburg erscheint fast kein evangelisches Blatt mehr. In Pommern ist die Lage des vielgelesenen „Boten für Pommern“ sowie der gesamten evang. Gemeindepresse gradezu verzweifelt. Aehnlich steht es in sämtlichen Provinzen Deutschlands. Dabei ist zu beachten, dass die katholischen Zeitungen, dank ihren reichlichen Geldmitteln, viel weniger zu leiden haben.

In Berlin wurde am 27. Juni 1922 die Gründung einer mosammedanischen Gemeinde durch Professor Jabbar Kheiri vollzogen. Dieser gibt in Gemeinschaft mit seinem Bruder die Zeitschrift „Islam“ heraus. Im August 1923 fand in Berlin in Anwesenheit des Oberpräsidenten der Mark Brandenburg die Grundsteinlegung der ersten Moschee statt, die in einem Kuppelbau von 40 Metern Höhe mit 2 Minarets von 65 Metern aufgeführt werden soll. Die Zahl der in Deutschland anwesenden Mohammedaner steigt beständig. Im Sommer studierten an deutschen Universitäten 400 Türken, 300 Perser, 250 Ägypter, 85 Turkmenen, 60 Afghanen und 150 Inder. Es wurde bei der Grundsteinlegung ausdrücklich betont, dass man den Bau nicht nur für die religiösen Bedürfnisse der Mohammedaner in Deutschland erreichte, sondern auch für die Missionstätigkeit, um die Lehren des Islams zu verbreiten.

Lge.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Die statistischen Zahlen über das Jahr 1923, daneben in Klammern die von 1922, sind folgende: Taufen 173 (150), Trauungen 50 (48), Eingesegnete 116 (52), Abendmahlsgäste 1087 (1093), Begräbnisse 32 (40), Kollektien 472\$600 (442\$440). Außerdem sind für die Not in Deutschland und für kirchliche Zwecke durch den Geistlichen 2:690\$500 gesammelt.

Gemeinde Pommerode. Nachdem Herr Pfarrer Adolf Langbein mit seiner Gemahlin am 3. Dezember von seinem Erholungsurlaub in Deutschland zurückgekehrt war, wurde er am 9. Dezember in der heiligen Kirche durch den bisherigen, jetzt in den Ruhestand getretenen Ortspfarrer Wilhelm Lange feierlich eingeführt. Der Ansprache des Einführenden, sowie der Antrittspredigt des neuen Geistlichen lag das Advent-Evangelium zu Grunde. Leider war der Gottesdienst verhältnismäßig schwach besucht, was eine gewisse Erklärung darin findet, dass am Sonntag vorher die Kirche beim Abschiedsgottesdienst des scheidenden Geistlichen überfüllt war. Möge dem neuen Seelsorger eine lange und reich gesegnete Tätigkeit in Pommerode und seinen Außenbezirken beschieden sein, und die Gemeinde ihm mit dem Vertrauen entgegenkommen, ohne das ein erspriechliches Wirken nicht möglich ist. Lge.

• Für den Familiensch. •

Die Blinde.

Eine Berliner Novelle von Max Kreuzer.

Sämtliche Stammgäste der kleinen Konditorei am Dianenplatz kannten das Paar bereits. Seit vier Wochen mach-

ten beide regelmäßig des Nachmittags ihre Besuche. Punkt vier Uhr betrat sie das mäßig große, elegant ausgestattete Besuchszimmer und nahmen am kleinen runden Mamortisch in der äußersten Ecke neben dem zweiten Fenster Platz. Es bot dann einen rührenden Anblick, wie er, der starkknochige, breitschultrige Mann in den Fünfzigern, auf dessen ewig kalt und gemessen dreinschauendem Antlitz die Erfahrungen des Lebens tiefe Furchen zurückgelassen hatten, die zartgebaute, kaum zwanzig Jahrezählende blonde Dame mit der ganzen Vorsicht eines treuen Führers die drei Stufen beim Buffet vorbei hinauf und durch den Raum geleitete; wie seine plumpen, zu groß geratenen Hände sich bemühten, ihr so schnell als möglich den Fauteuil hinzurollen — wie alles an ihm das Bestreben zeigte, einem beklagenswerten hilflosen Geschöpf in der Nacht seines Daseins das Leben auf eine Stunde hinaus wieder erträglich zu machen. Dann hieß es schnell hintereinander: „Sitzt du auch gut, Ina? — Nicht wahr, ein wenig vom Tisch zurück? — Soll ich das Fenster schließen? Es ist windig draußen —“ Und auf diese Fragen, deren sanfter Ton dazu bestimmt schien, das Knorrige in der äußeren Erscheinung des Mannes dem Auge sympathischer zu machen, erfolgte für gewöhnlich die kurze Antwort: „Ich danke, Papa, ich sitze gut.“ So behielt sie denn ihre alte Lage: die schmalen, schlanken Hände von durchsichtiger Weißheit über den Schoss gekreuzt, den Oberkörper zurückgebeugt, daß das feingeschnittene Profil voll kindlicher Weichheit und die Wellenlinien der zarten Büste sich klar von der durchleuchteten Gardine abhoben.

Mit der Zeit wurde das Interesse der Besucher des Lokals an diesen beiden besonders rege. War es der herausfordernde Gegensatz zwischen Vater und Tochter, der Gedanke an ein blühendes Leben in ewiger Finsternis, der so auffallend wirkte; war es ungeheucheltes stummes Mitleid, das selbst den Blasert-Gleichgültigen angesichts von etwas Trostlosem überkommt — nach und nach empfand jeder der ständigen Nachmittagsgäste vom andern den Eindruck, als müsse dessen Aufmerksamkeit gleich der seinen nach dem Eintritt des Paars sich nur noch auf dieses konzentrieren, als würde der Tag nicht ganz seinen Zweck erfüllt haben, wenn der Zufall an ihm die Plätze am Fenster um die bestimmte Zeit leer ließ.

Selbst der alte pensionierte Stadtgerichtsrat, dessen würdevolles Haupt seit einer Stunde bereits wieder hinter dem Riesenformat der „Kölnerischen Zeitung“ unsichtbar geworden war, und welcher die enggedruckten Spalten mit einer Genauigkeit verfolgte, als hätte er das einzige ausliegende Exemplar des Blattes für sich allein gepachtet; dem sonst bei der Detektire der Weltuntergang als etwas nicht besonders Aufregendes erschienen wäre, in das man sich mit philosophischem Gleichmut fügen müsse — selbst er hatte beim Hereinführen der Blinden plötzlich die Empfindung, als wäre es pietätlos, die Zeitung nicht auf einen Augenblick sinken zu lassen und den Blick von den gedruckten Ereignissen der auswärtigen Politik nach der Ecke am andern Fenster zu richten. Und der langaufgeschossene bartlose Lyriker am Ofen, dessen blondlockige Mähne das ästhetisch Erlaubte am äußeren Poeten schon längst überschritten hatte und für den Segen von Kamm und Schere sprach, unterbrach die alltägliche fieberhaft wiederkehrende Hast, mit der er sich soeben wieder auf die Jagd nach der Rubrik „Literarisches“, in der er die endliche Besprechung seines „ersten Bändchens“ wittern durfte, begeben hatte und sah im Stillen den Entschluß, den schlichten Schillerschen Worten: „Sterben ist Nichts, doch leben und nicht sehn, das ist ein Unglück“, demnächst in gereimter Form so viel als möglich Konkurrenz zu machen.

Es war fast, als bildeten Vater und Tochter einen Magnet, dessen Anziehungschaft eine immerwährende ist. Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß die Neugierde nach den näheren Verhältnissen der beiden, die in ihrem Neukloster, in der ganzen Art und Weise, wie namentlich der Mann auftrat und sich bewegte, den Eindruck von Fremden machten, sich zu regen begann.

Die Buffetdame, eine freundliche Thüringerin, die seit einem Jahre bereits hier in Stellung war, war denn auch imstande, etwas Näheres über das Paar zu sagen. Der Mann hieße Grimbkow, sei ein wohlhabender Mühlenbesitzer aus Medlenburg und hielt sich eigentlich nur in Berlin auf, um den grauen Star seiner Tochter, seines einziges Kindes, operieren zu lassen. Die Dame habe als zehnjähriges Mädchen bereits an schlimmen Augen gelitten, bis sie vor wenigen Jahren ganz und gar erblindet sei. Man habe das der sumpfigen Umgegend des Heimatortes zuzuschreiben. Der Vater sei über das Unglück seines Kindes trostlos geworden, ein über-

aus finstres, verschlossenes Wesen habe sich seiner bemächtigt und eine gewisse Menschenfeindlichkeit und Unzufriedenheit mit sich selber spräche aus seinem Blid. Wohlmeinende Freunde und Sachverständige hätten ihn bereits längst zu bewegen versucht, die Augen seiner Tochter einer Operation unterziehen zu lassen, aber immer habe die Furcht vor einem unglücklichen Ausgänge ihn davon zurückgehalten, trotzdem er ja mit Freunden all sein Hab und Gut dafür hingegeben haben würde. Nun aber, da sein Kind immer schöner und lieblicher heranwachse, könne er den Anblick nicht mehr ertragen. Mit Zustimmung seiner Tochter sei er endlich hierher gekommen, um einen berühmten Augenarzt zu konsultieren. Leider aber habe er gerade eine sehr schlechte Zeit gewählt. Der Professor befindet sich seit Wochen auf der Reise, müsse aber in allerkürzester Zeit zurückkehren und dann würde wohl auch der regelmäßige Besuch der beiden sein Ende erreicht haben. Uebrigens wohnten Vater und Tochter ganz in der Nähe, dort drüber in der ersten Etage des großen Edhauses, wo der Ballon sich zeige.

Das war alles, was man zu erfahren vermochte; es genügte gerade, um die Teilnahme für die beiden noch zu erhöhen. Auch den Passanten der Straße, die regelmäßig den Oranienplatz zu freuen hatten und mit dem scharfen Auge des Großstadters in dem rastlosen Gewühl der Menge immer noch Zeit fanden, besonderen Physiognomien und Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, wurden sie bald zu zwei Bekannten, denen man rücksichtsvoll auswich und nach welchen man sich beim Weiterstreifen noch einmal umblickte, um zu der Überzeugung zu kommen, daß auch in einem Antlitz mit erloschenen Augen durch den Zauber eines verklärenden Lächelns ein Schimmer des Trostes und der Hoffnung zu finden sei.

Wenn Grimbkow regelmäßig am frühen Vormittag, sein Kind am Arm, den Spaziergang durch die Straßen machte, wurde aus ihm ein anderer Mann, aus dessen Antlitz die ewige fast steinerne Ruhe und zuerst unsympathisch wirkende Kälte verschwand; der nun scherzte und plauderte, der für die nüchtesten Dinge Worte fand, die immer den Eindruck machten, als habe er das Bedürfnis, überhaupt nur zu sprechen um etwas zu sagen. Und alles seiner Tochter wegen, die von der Existenz alles dessen überzeugt sein sollte, was sie niemals zu erschauen vermochte, von dem sie sich in ihrem Innern nur noch mit dunklen Vorstellungen trug. Dann flossen ihm die Worte förmlich über die Lippen; er entwideste eine farbenprächtige Schilderung, sodah er im besten Redefluss erstaunt über sich selbst inne hielt und in Gedanken sich fragte: Grimbkow, wie bekommst du das alles fertig? Du schwähest wie das Rad deiner Mühle daheim; und Ina, denselben Gedanken verfolgend, zu ihm sagte: „Papa, ich hätte nie geglaubt, daß Du über alle Dinge in dieser großen Stadt so trefflich Auskunft zu geben vermagst. Du sprichst wie ein Buch.“ Ja,“ fügte sie dann mit einem Seufzer, der wie Sehnsucht nach tiefinnerster Erlösung klang, hinzu, „dieses Berlin muß eine furchterlich große Stadt sein. Ich höre es an dem Rollen der unzähligen Wagen, das kein Ende zu nehmen scheint, und an dem Gesumme der vielen Menschen, das mir immer noch in den Ohren klingt, wenn ich des Abends im Bette liege und nicht gleich den Schlaf finde.“

Dieses Gesumme der vielen Menschen — das war es eben, was ihn anheimelte, was seine Verschlossenheit öffnete. Hier war er nicht mehr allein mit dem Schmerze um das Unglück seines Kindes. Inmitten des auf- und abwogenden Stromes, dessen lebende Glüten brandend an ihm vorüberzogen, empfand er den Eindruck von hundertfältigem Elend im heißen Kampfe um das tägliche Brot, kam ihm das Bewußtsein der Sorge und des Kummer der anderen, das ihn das Schicksal seiner Tochter weniger tragisch auffassen ließ, neue Hoffnungen in seiner Brust erweckte.

So gingen sie immer denselben Weg. Sie schritten die Oranienstraße bis zum Moritzplatz hinunter, bogen links in die Prinzenstraße ein und suchten die Hasenhaide auf, wo sie in einem der zahlreichen Biergärten nach Medlenburger Art ihr bescheidenes Frühstück einnahmen, einen Gang durch die Rosenausstellungen machten, um dann gegen Mittag durch den oberen Teil der südöstlichen Lüssendorf den Heimweg anzutreten.

Den Gärtnereibesitzern der Hasenhaide waren Vater und Tochter bereits zu angenehmen Besuchern geworden, deren Ankunft ihnen nicht gleichgültig war.

„Mein Döchting sieht die Blumen,“ sagte Grimbkow in seiner kurzen bestimmten Art, halb hochdeutsch, in der Ausschaltung, man könne ihn nicht ganz verstehen, und halb in der Sprache seiner Heimat, die nur für Ina bestimmt war.

Die Leute wußten dann, was sie zu tun hatten. Mit diesen „Blomen“ meinte er überhaupt nur die Rosen. Nach dem Preise fragte er nie, denn was für „sin Döchting“ war, konnte auch „duer sind“.

„Nicht wahr, min lütt Deern, die Rosen sind doch wohl schön, das soll woll sein,“ sagte er dann beim Weiterschreiten, sich immerlich freuend, den Lieblingswunsch seiner Tochter wieder erfüllt zu haben.

„O Papa,“ erwiderte sie, sich an ihn anschmiegend, „sie müssen die schönsten und größten im ganzen Garten gewesen sein. Du weißt, ich kann sie nicht sehen, aber ich spüre es an ihrem wundervollen Duft.“

Dasselbe sagten er und sie jeden Tag beim Verlassen der Gärtnerei. Dann entstand eine kurze Pause und er begann das Gespräch wieder mit halb zitternder Stimme. Sie sah es nicht, wie sein Blick dann liebevoll auf ihrem Antlitz hastete.

„Es wird nicht lange dauern, min Döchting, und du wirst sie auch sehen —“

„O, Papa“ — war alles, was sie hervorzubringen vermochte; ihn aber beschlich im Augenblick eine tiefse, unendliche Nährung. Er wußte, was alles in diesen zwei Worten lag: die unausprechliche Wonne bei dem Gedanken an die Segnungen des Himmelslichts, gepaart mit der schaurigen Furcht vor dem Tage der Operation.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Für die Kirche in Benedutto-Novo gaben am Tage ihrer Konfirmation: Eleonore Schmidt 2 \$; Hugo Duwe, Alfred Klöhn, Karl Müller, August Paren, Fritz Thurow, Otto Wollert, Wilhelm Kindlein, Ida Adam, Ernestine Beder, Frieda Begalle, Auguste Engel, Käthe Fuhrmann, Lydia Heintz, Alma Holdorf, Minna Höltbaum, Ella Schuster je 1 \$; Hermann Maas 0\$800; Christine Teske, Hilda Jesch je 0\$600; Richard Döge, Albert Hoffmann, Leopold Paganelli, Rudolf Schulz, Berta Röpke, Ida Duwe je 0\$500; Wilhelm Marquardt, Richard Wezel, Helmut Maus, Ida Müller je 0\$400; N. N. C\$400; zusammen 25\$000.

Herzlichen Dank.

Pfarrer Hohlfeld.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 13. Jan., 9 Uhr vorm. Gottesd. in der Garcia.
Sonntag, 20. Jan., 9 Uhr vorm. Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 27. Jan., 9 Uhr vorm. Gottesd. in der Belha.
Sonntag, 3. Febr., 9 Uhr vorm. Gottesd. in Gaspar; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 10. Febr., 9 Uhr vorm. Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm. Gottesd. in Itoupava Norte.
Sonntag, 17. Febr., 9 Uhr vorm. Gottesd. am Bahú; 2 Uhr nachm. Gottesd. in Kuhland.
Sonntag, 2. März, 9 Uhr vorm. Gottesd. in Blumenau.

In den jeweilig ersten Gottesdiensten nach dem 7. Januar findet in den einzelnen Bezirken die Ergänzungswahl der Delegierten statt.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Belha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Neujahr, 1. Januar, Gottesd. in Fidelis.
Mittwoch, 2. Jan., 8 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava.
Donnerstag, 3. Jan., 8 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava-Rega.
Sonntag, 6. Jan., Gottesd. in Obere Massaranduba; danach Aufnahme der Konfirmanden.
Sonntag, 20. Jan., Gottesd. in Itoupava.
Sonntag, 27. Jan., Gottesd. in Itoupava-Rega.
Sonntag, 3. Febr. Konfirmation mit Beichte und heil. Abendmahl in Serafim.

Sonntag, 10. Febr., vorm. pünktlich 9 Uhr, Delegiertenversammlung in Itoupava; 3½ Uhr nachm., Gottesd. in Rio Bonito.

Sonntag, 17. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 24. Febr., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 2. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. in Untere Massaranduba.

Sonntag, 9. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. im 13. Mai.

Sonntag, 16. März, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 23. März, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 30. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. in Jacu-Ássu.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ollas

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 13. Jan., Gottesd. mit heil. Abendm. und Einsegnung in Fortaleza (P. Ollas).

Sonntag, 20. Jan., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 27. Jan., Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 3. Febr. Gottesd. in Encano do Norte.

Sonntag, 10. Febr., Gottesd. in Badensfurt.

Pfarrer Groosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 13. Jan., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 20. Jan., Gottesd. in Benjamin Constant. Aufnahme der Konfirmanden.

Sonntag, 27. Jan., Gottesd. in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen morgens um 9 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Donnerstag, 10. Jan., 8 Uhr vorm., Aufnahme der Konfirmanden in der Kirche zu Corijos.

Sonntag, 13. Jan., Gottesd. in Freiheitsbach.

Mittwoch, 16. Jan., 8 Uhr vorm., Generalversammlung des Sprengels Timbo in der Kirche.

Sonntag, 20. Jan., Gottesd. in Santa Maria.

Mittwoch, 23. Jan., 9 Uhr vorm., Generalversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde in der Kirche zu Timbo.

Sonntag, 27. Jan., Gottesd. in Timbo; anschließend Kinder-gottesdienst.

Mittwoch, 30. Jan., vorm. 8 Uhr, Generalversammlung der Friedhofsgemeinde Timbo in der Kirche.

Pfarrer Hohlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 13. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Urú.

Sonntag, 20. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach.

Sonntag, 27. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; anschließend Gemeindeversammlung.

Sonntag, 3. Febr., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Serra do Mirador.

Sonntag, 10. Febr., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Scharlach.

Montag, 11. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Sandbach.

Dienstag, 12. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Taquaras.

Freitag, 15. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Unt. Rafael.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 6. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Sonntag, 13. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Braço do Trombudo.

Sonntag, 20. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Tayó.

Sonntag, 27. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Cobras-Südarm.

Sonntag, 3. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.

Sonntag, 10. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Sonntag, 17. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 24. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. im Matador.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 27. Jan., Gottesd. in Brusque; danach Aufnahmeprüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 3. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Pfarrer Ratsch.